

Margherita Zander · Luise Hartwig · Irma Jansen (Hrsg.)

Geschlecht Nebensache?

Margherita Zander · Luise Hartwig
Irma Jansen (Hrsg.)

Geschlecht Nebensache?

Zur Aktualität einer
Gender-Perspektive
in der Sozialen Arbeit



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage August 2006

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2006

Lektorat: Stefanie Laux

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in in the Netherlands

ISBN-10 3-531-14947-4

ISBN-13 978-3-531-14947-9

Einleitung

„Geschlecht und Soziale Arbeit“ ist bisher als ein Themenfeld unter vielen in den Strukturbeschreibungen Sozialer Arbeit aufgegriffen, nur vereinzelt jedoch ist Soziale Arbeit aus der Perspektive aktueller Geschlechterforschung betrachtet worden. Nach wie vor kommt die Geschlechterfrage im Fachdiskurs der Sozialen Arbeit selten vor.

Dabei liegt die Relevanz einer geschlechterdifferenzierenden Sichtweise in einem gesellschaftspolitisch so bedeutsamen Bereich wie der Sozialen Arbeit gleich mehrfach auf der Hand: Die Analyse der Lebenswirklichkeiten, Problemlagen und Bedarfe ihrer Adressatinnen und Adressaten erfordert eine solche ebenso wie die daraus abzuleitenden Konzepte für Hilfeangebote und Interventionen. Theoriebildung und Konzeptentwicklung setzen damit einen geschärften Blick auf die Dynamik gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse voraus, ebenso erfordern die Interaktionen zwischen Professionellen und ihrer Klientel in der Praxis eine geschlechterreflektierende Herangehensweise. Demzufolge sollte die Geschlechterperspektive in der Ausbildung wie in Fort- und Weiterbildungen der Sozialen Arbeit einen entsprechenden Stellenwert einnehmen.¹ Auch die Geschlechterrelationen und tradierten Rollenverständnisse im Berufsfeld der Sozialen Arbeit legen eine Auseinandersetzung mit der Kategorie Geschlecht nahe. Nicht zuletzt dürfte das im öffentlichen Bereich der EU-Staaten eingeführte Gender Mainstreaming (Amsterdamer Vertrag 1999) derartige Diskussionen in Gang gesetzt haben bzw. erforderlich machen.

Die Idee zu dieser Publikation ist im Rahmen einer Ringvorlesung zu „Gender und Soziale Arbeit“ an der Fachhochschule Münster in Kooperation mit der KFH Münster und verschiedenen Praxiseinrichtungen – darunter das Gleichstellungsbüro der Stadt Münster – entstanden. Mit der nun vorliegenden Publikation soll ein Beitrag zur Sensibilisierung für diese Thematik im Berufsfeld der Sozialen Arbeit geleistet und ein Impuls für weiterführende Diskurse – in der Praxis wie an den Hochschulen – gegeben werden. Um dieses Anliegen möglichst praxisrelevant zu realisie-

1 Vgl. dazu: Standpunkt: sozial, 2/2004 (Themenheft: XY ungelöst? Geschlechterfragen und Soziale Arbeit)

ren, sollen hier einzelne Arbeitsfelder in der Gender-Perspektive durchleuchtet und jeweils entsprechende Handlungskonzepte erörtert werden. Angesichts der breiten Ausdifferenzierung von Sozialer Arbeit kann dies jedoch nur selektiv und exemplarisch erfolgen. Wir konnten dafür – über die an der Ringvorlesung Beteiligten hinaus – namhafte Autorinnen und Autoren aus dem Hochschulbereich und aus der sozialen Praxis gewinnen. Insgesamt liefern die Beiträge – gerade auch in der Unterschiedlichkeit ihrer Akzentuierungen – einen fundierten Überblick über den aktuellen Stand der theoretischen und konzeptionellen Auseinandersetzung mit der Genderperspektive in den vorgestellten Arbeitsfeldern und einige setzen sich auch mit Aspekten der Umsetzung auseinander.

Im ersten Teil der Publikation wird die Geschlechterfrage mit Blick auf die Profession selbst erörtert: Wenn Soziale Arbeit in der öffentlichen Wahrnehmung als vorwiegend weiblich besetzte Profession mit männlicher Führung (Frauenberuf in Männerregie) gilt, so entspricht dem zweifellos ein zahlenmäßiges Übergewicht von Frauen in den meisten Arbeitsfeldern dieses Bereichs. Dennoch wäre es eine unzulässige Verkürzung, Soziale Arbeit als weiblich dominierte Profession zu betrachten und dies nicht nur, weil bekanntlich männliche wie weibliche Kinder, Jugendliche und Erwachsene ihre Adressatinnen und Adressaten sind.

Zu den Beiträgen dieses Bandes: *Sabine Hering* arbeitet in ihrem Aufsatz „*Differenz oder Vielfalt? Frauen und Männer in der Geschichte der Sozialen Arbeit*“ weibliche wie männliche Prägungen dieses Berufsfeldes heraus und nimmt dabei unterschiedliche Dimensionen in den Blick: Sie rekurriert zum einen auf die Entstehungsgeschichte des Wohlfahrtssystems, das sich zunächst außerhalb des staatlichen Zuständigkeitsbereiches etabliert hat. Die Tatsache, dass Soziale Arbeit „im Einflussbereich der ‚civil society‘, d. h. der nicht-staatlichen, freien Wohlfahrt und der Sozialen Bewegungen“ entstanden ist, hat die Präsenz von Frauen in diesem Bereich von Anfang an ermöglicht. Der Beitrag zeichnet nach wie dies dazu geführt hat, dass beide Geschlechter den Wohlfahrtssektor von Anfang an – wenn auch in je unterschiedlicher Weise – strukturell und konzeptionell geprägt haben. Die Analyse gesellschaftlicher Leit- und Rollenbilder sowie der tatsächlichen Rollen, die Frauen und Männer in der Sozialen Arbeit einnehmen, lassen eine Asymmetrie der Geschlechterpräsenz erkennen. Dies gilt – so das Ergebnis des von Sabine Hering durchgeführten Vergleichs – auch für die soziale Situation und den sozialen Status der in diesem Berufsfeld tätigen Frauen und Männer. Darin sieht die Autorin einerseits sehr wohl eine aus der Geschichte erwachsene Hypothek; sie plädiert jedoch gleichzeitig dafür, in den gewachsenen Formen von

Geschlechterpluralität Anhaltspunkte für die Entwicklung einer auf Geschlechterdemokratie hinführenden Perspektive zu sehen.

Daran anschließend greift *Kerstin Feldhoff* die Thematik von „*Sozialer Arbeit als Frauenberuf?!*“ in aktueller Sicht auf und erörtert die gesellschaftlichen, berufspolitischen und ökonomischen Folgen für die Beschäftigten in diesem Bereich. Dabei geht sie zunächst der Frage nach, welche Begründungen für die Identifikation von Sozialer Arbeit als „Frauenberuf“ herangezogen werden. Die Prägung als „Frauenberuf“ und das untrennbar mit der Entstehungsgeschichte – vom Ehrenamt zum Beruf – verknüpfte Image der mangelnden Professionalisierung wirken sich immer noch auf das Selbst- und Fremdbild der Sozialen Arbeit und ihren gesellschaftlichen Status aus, so das Resümee einer vertiefenden diesbezüglichen Erörterung. Wie sich dies wiederum auf die Bezahlung niederschlägt, analysiert Feldhoff, indem sie sich auf die „Grundlagen der Arbeitsbewertung nach dem BAT“ bezieht und einen Vergleich mit der Eingruppierung von FH-Ingenieurinnen – einer Berufsgruppe mit vergleichbarem Hochschulabschluss – vornimmt. Ihr Fazit formuliert sie gewissermaßen als Aufforderung an die in der Sozialen Arbeit beschäftigten Frauen, sich stärker um Leitungspositionen zu bemühen und aktiv in Berufsverbänden wie Gewerkschaften mitzuwirken, um sich so „die Definitionsmacht über Kompetenzanforderungen, Inhalte und Organisation der Sozialen Arbeit anzueignen.“ Perspektivisch gehe es vor allem darum, die „geschlechtstypisch konstruierten Gegensätze von ‚weiblicher Sorge‘ versus ‚männlichem‘ Management aufzulösen.“

Der dritte Beitrag dieses Teils behandelt ebenfalls ein arbeitsfeldübergreifendes Thema, indem er eine aktuelle Verortung von Sozialer Arbeit in der bundesrepublikanischen Einwanderungsgesellschaft vornimmt. *Brigitte Hasenjürgen* betrachtet „*Frauen und Männer als Akteurinnen und Akteure in einer pluralen (Einwanderungs-)Gesellschaft*“ und thematisiert so die Geschlechterfrage im Kontext von Migration und Transkulturalität. Im Fokus des Interesses steht die Frage von gesellschaftlicher Integration und wie eine solche in einer sich abgrenzenden Mehrheitsgesellschaft gelingen kann. Dabei wird die Genderfrage von der Autorin als beispielhaft für solche Abgrenzungsversuche erörtert: In der aktuell stark kulturalistisch geprägten öffentlichen Migrationsdebatte spielen Geschlechterfragen eine zentrale Rolle. Dabei würden kulturelle Differenzen zwischen Einheimischen und Zugewanderten in antagonistischen Kategorien von Modernität versus Traditionalität interpretiert, „Geschlecht wird instrumentalisiert um das eigene Verständnis von Gesellschaft zu beschreiben,“ dem die „Anderen“, die Zugewanderten, nicht entsprechen. Beispielhaft

führt die Autorin die öffentlichen Auseinandersetzungen um Phänomene wie „Kopftuch“, Ehrenmord und ähnliche Geschlechtercodes an. Auch die Soziale Arbeit sei nicht frei von derartigen kollektiven Zuschreibungen und tendiere zu einer kulturalistischen Sichtweise der Migrant*innenpopulation. So beteilige sie sich an der sozialen Konstruktion von Migrant*innen und Migranten als „kulturell fremd“, und implizit als „problematisch“ und „nicht zugehörig.“ Demgegenüber plädiert *Hasenjürgen* für eine Soziale Arbeit, die Transkulturalität als eine Strategie begreift, bei der es um die Durchsetzung von gleichen Teilhaberechten für alle gehe, bei der diskriminierende oder demütigende Praktiken vermieden und soziale Probleme im Kontext ungleicher Machtverhältnisse kritisch beleuchtet werden. Perspektivisch sieht sie die Notwendigkeit einer konzeptionellen Weiterentwicklung von Sozialer Arbeit in einer postnationalen und transkulturellen Gesellschaft.

Im zweiten Teil des Buches werden die Entwicklungslinien einer geschlechterdifferenzierenden Jugendhilfe in den Blick genommen. Ausgehend von den gesetzlichen Vorgaben des Kinder- und Jugendhilfegesetzes, die den Bezug auf die geschlechtsspezifischen Lebensbedingungen vorsehen, um Benachteiligungen abzubauen, gilt es Angebote der Sozialen Arbeit neu zu konkretisieren. Dazu fragen die Autorinnen und Autoren sowohl nach den spezifischen Sozialisationsanforderungen von Mädchen und Jungen als auch nach den Begründungszusammenhängen für Mädchenarbeit und Jungenarbeit. Anhand ausgewählter Handlungsfelder stehen sozialpädagogische Fragestellungen für die Arbeit mit Mädchen und Jungen im Leistungsspektrum Jugendhilfe im Vordergrund. Dazu gehören eine geschlechtergerechte Hilfeplanung, Hilfen für drogengebrauchende Jungen und Angebote für Mädchen und Jungen mit rechten Orientierungen.

In ihrem einführenden Beitrag gehen *Luise Hartwig und Kirsten Muhlak* auf die Entwicklungslinien der Mädchenarbeit ein, um sie mit der Kategorie Geschlecht in pädagogischen Kontexten in Bezug zu setzen. Sie fragen nach den geschlechtsbezogenen Implikationen für ausgewählte Handlungsfelder der Jugendhilfe. Die Gestaltung sozialpädagogischer Settings und die Konzeptentwicklung in der Jugendhilfe sind bedeutsame Voraussetzungen für eine geschlechtergerechte Soziale Arbeit. Dabei ist ein Rückbezug auf die aktuelle Geschlechterforschung unverzichtbar. Hier stehen die theoretischen Konzepte zum Genderdiskurs zwischen (Gender-) Konstruktion und (Gender-) Differenz. Demgemäß agieren die sozialen Fachkräfte der Jugendhilfe mit oder ohne Rückbezug auf die Kategorie Geschlecht in der Arbeit. Der Auftrag des Gender Mainstream-

ming erfordert eine Berücksichtigung der Lebenslagen von Mädchen und Jungen in den Strukturen der Jugendhilfe. So kommen die Autorinnen zu dem Ergebnis, dass geschlechterdifferenzierende Jugendhilfe ein zentraler Handlungsauftrag für soziale Fachkräfte darstellt.

Martina Kriener und Luise Hartwig lenken den Blick auf die Hilfeplanung als Steuerungsinstrument für geschlechtergerechte Settings und Unterstützungsleistungen in der Erziehungshilfe. Sie stellen die zentralen Ergebnisse einer Expertise im Auftrag des Bundes vor. Hierbei fragen die Autorinnen nach der notwendigen Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht in der Fallberatung, dem Hilfeplanverfahren und in der Ausgestaltung der Angebote und Maßnahmen. Dabei stehen sowohl die familialen Bedingungsgefüge wie die Perspektive sozialer Fachkräfte im Fokus des Interesses. Schließlich lässt sich aus den Expertinnen- und Experteninterviews ein differenziertes Bild von der Fallwahrnehmung, Deutung und der Auswahl der Dienstleistungen in der Erziehungshilfe zeichnen. Die Kategorie Geschlecht hat für die Ausgestaltung von Hilfen eine zentrale Bedeutung. Sie ist aber auch handlungsleitend bei der Analyse der Lebensgeschichten von Mädchen und Jungen und legt den Grundstein für die Angemessenheit sozialpädagogischer Intervention.

Andrea Reckfort diskutiert am Beispiel der Arbeit des Frauenbüros der Stadt Münster die Herausforderung des Gender Mainstreaming für Konzepte der Mädchenarbeit. Zunächst zeigt sie den Unterschied von Gleichstellungsarbeit und Gender Mainstreaming auf. Sie präsentiert die strukturelle Verankerung der Mädchen- und Frauenpolitik in den Gremien der Kommunalpolitik und -verwaltung, um die Chancen für Projektarbeit auf kommunaler Ebene herauszustellen. Hierbei zeigt sie die Bedeutung von kommunalen Leitlinien zur Förderung der Mädchenarbeit und ihre Bedeutung für die Organisation von Maßnahmen wie dem „Girls day“ auf. Sie plädiert für eine Doppelstrategie in der Sozialen Arbeit: Die Verbindlichkeit von Konzepten der Mädchenarbeit kann über eine konsequente Umsetzung des Gender Mainstreaming gesichert werden, indem Jungen ebenfalls geschlechtsbezogene Angebote erhalten.

Alexander Benthaim und Benedikt Sturzenhecker nehmen in ihrem Beitrag „*Entwicklung und Stand der Jungenarbeit in Deutschland*“ das Thema geschlechtsbezogene Jugendarbeit auf und stellen die theoretisch-konzeptionellen Ansätze in ihrer zeitgeschichtlichen Entwicklung vor. Dabei stehen zunächst die theoretische Verortung der Praxisentwürfe und damit die Wurzeln der Jungenarbeit im Vordergrund des Interesses. Die Autoren würdigen die Kategorie „Geschlecht“ als Instrument für die Analyse bestehender Arbeitsansätze. Konkrete Beispiele aus der Praxis

der Jungenarbeit vervollständigen das Bild sowohl in Bezug auf die thematische Vielfalt als auch in Bezug auf die Methoden und Arbeitsformen. Der Beitrag schließt mit anstehenden Arbeitsaufträgen für die Weiterentwicklung der Jungenarbeit: die Evaluation, die drohende Funktionalisierung der Jungenarbeit, die Einbindung in Gender Mainstreaming und die Qualitätskriterien zur Einschätzung der Jungenarbeit.

Mit „*Nutzen und Risiken des Konsums von Drogen für die Konstruktion von Männlichkeit*“ beschäftigt sich Jürgen Friedrichs in seinem Beitrag. Er geht von den zentralen Entwicklungsaufgaben für die Identitätsbildung im Jugendalter aus und konstatiert für Jungen im Verhältnis zu Mädchen besondere gesellschaftliche Risiken wie riskante Verhaltensweisen, die zur Abweichung führen können. Insbesondere die riskante Aneignung des öffentlichen Raums und das Risikoverhalten „Gebrauch von Drogen“ haben eine grundlegende Funktion für die Alltagsbewältigung von Jungen. Die Herausbildung von Männlichkeit erfolgt über Abgrenzung vom eigenen und vom anderen Geschlecht mit dem Ziel des Machterwerbs. Dabei ist Drogengebrauch ein, wenn auch temporär eingegrenztes, konstitutives Element. Die Mechanismen des soziokulturellen Drogen-Submilieus knüpfen an männlichen Sozialisationserfahrungen (Abgrenzung, Gruppenorganisation, öffentlicher Raum etc.) an und leisten einen Beitrag zur Selbstverortung als Mann. Insoweit sind die Perspektiven für die Soziale Arbeit offenkundig: Geschlechtsspezifizierung der Arbeitsansätze, abweichendes Verhalten als Ausdruck der Überforderung in der Herausbildung der Männlichkeit ernst nehmen und Lebensperspektiven jenseits des Scheiterns an Männlichkeit anbieten.

In ihrer Auseinandersetzung über Sozialer Arbeit mit rechtsorientierten Mädchen und Jungen beschäftigt sich Margherita Zander mit dem Phänomen Rechtsextremismus in seiner quantitativen und qualitativen Tragweite. Damit folgt ein weiterer Beitrag zur Reflexion von Norm und Abweichung bei Mädchen und Jungen. Rechtsextremismus wurde sozialpolitisch lange als reines Männerproblem angesehen. Ein aktueller Blick auf die Statistik zeigt aber, dass der Anteil junger Frauen und Mädchen steigt und dass sie darüber hinaus vielfach aus der zweiten Reihe agieren und Gewalttätigkeit an Jungen delegieren. Bei der Übereinstimmung mit rechtsextremen Kernaussagen unterscheiden sich Mädchen und Jungen quantitativ nicht; d. h. die Haltung zum Rechtsextremismus ist geschlechtsunspezifisch, die Ausprägung in den Verhaltensweisen ist jedoch je nach Geschlecht verschieden. Zur Erklärung der Attraktivität von Rechtsextremismus bei Jugendlichen führt die Autorin die Hoffnung von Mädchen und Jungen auf Teilhabe an der Dominanzkultur an; für Jungen

ist dies in extremer Weise an die traditionelle männliche Geschlechtsrolle gebunden, für Mädchen verspricht sie die Teilhabe an der Macht nach erfahrener weiblicher Unterlegenheit. Demgemäß, so folgert die Autorin, sollten Handlungsansätze und Konzepte der Sozialen Arbeit deutlich geschlechtsspezifisch ausgerichtet sein.

Soziale Arbeit mit Erwachsenen (dritter Teil) erfordert die Konfrontation mit Identitätskonstruktionen der Klientel im Kontext unterschiedlicher lebensweltlicher Verankerung. Einen unhintergehbaren Bezugspunkt bildet dabei die Kategorie Geschlecht, die für Männer und Frauen identitätsbildende Denk-, Fühl- und Handlungsmuster vorhält. Gender erscheint biografisch und kulturell überformt und impliziert tradierte Einordnungen in machtvollere oder eher ohnmächtigere soziale Konstellationen. So kann in unterschiedlichen Feldern der Sozialen Arbeit das soziale Geschlecht sowohl Identitätsstütze wie personale Ressource sein. Sie kann aber auch zur Autonomie verhindernden sozialen Fessel werden, wenn sie als soziale Zuschreibung alternative, entwicklungsfördernde Identitätswürfe verhindert.

Die in diesem Band vorgestellten Aufsätze zur Arbeit mit Erwachsenen thematisieren geschlechtsspezifische Problemlagen unter der Frage nach den Verwerfungen und Turbulenzen, die sichtbar werden, wenn Menschen Geschlechterrollen überschreiten, wenn Menschen durch Geschlechterrollen in Ohnmachtsverhältnisse fixiert erscheinen, wenn tradierte Geschlechtsrollen unter dem Druck von Modernisierung und Individualisierung nicht mehr tragen.

So thematisiert *Norbert Wieland* in seinem Beitrag „*Männlichkeit in prekären Lebenslagen*“ den Aneignungsprozess männlicher Identität im Kontext von Körper, Kultur, Selbstreflexion und Alltag männlicher Klientel. Im Rückbezug auf Identität als Aspekt von Handlungsregulation des Subjektes, erscheint Gender dabei als lebensgeschichtlich verankertes „inneres Arbeitsmodell“ von Geschlecht unter einer Bewältigungsperspektive. Wieland schärft, konsequent subjektorientiert, den Blick für die geschlechtsspezifischen Problemlagen von Jungen und Männern, Identität in schwierigen Lebenslagen zu gewinnen. Soziale Arbeit erscheint aus dieser Perspektive herausgefordert, die Geschlechtsidentität ihrer Adressaten als Strategie von Handlungssicherheit verstehend zu analysieren. Dies erfordert von den Professionellen auch eine Distanz zu überwinden, die sich möglicherweise als ohnmächtige Antwort auf die Interaktionsmuster von Männern in prekären Lebenslagen ergeben hat. Auf dieser Grundlage wird es Sozialer Arbeit möglich, sich einerseits mit konflikthaften Interaktionen zu beschäftigen an denen Männer beteiligt sind und

andererseits den Kern zu berühren, der die Problematik dieser Männer ausmacht: Die Sicherung der Integrität gegen das Scheitern als Mann.

Dass das Verhältnis von Gewalt und Geschlecht widersprüchlich ist, entwickelt auch *Mechthild Bereswill* in ihrem Beitrag „*Weiblichkeit und Gewalt*“ – *grundsätzliche Überlegungen zu einer undurchsichtigen Beziehung*“. Ausgehend vom Film der niederländischen Filmemacherin Marlen Gorris „Die Stille um Christine M.“ entfaltet Bereswill die Diskussion der Frauen- und Geschlechterforschung zum Thema Weiblichkeit und Gewalt. Die Differenz zwischen den Geschlechtern manifestiert sich im Filmbeispiel weniger im Verhältnis zur Gewalt als vielmehr in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Chancen, autonome Lebensentwürfe zu verwirklichen. Damit stellen sich im Blick auf Frauen als Täterinnen Fragen zur Handlungsautonomie und zur Bedeutung von Geschlechtsidentität und sozialen Handlungsmustern. Die systematisch entfaltete Analyse der Kategorie Geschlecht bietet im Blick auf die Weiblichkeitszuschreibungen einerseits und die konkrete Lebenslage von Frauen andererseits, Perspektiven der Reflexion für die Handlungsorientierungen im Umgang mit gewalttätigen und gewaltbereiten Frauen.

Um Wut und Aggression geht es auch in dem Beitrag von *Brigitte Bauer* „*Sanftmütige Männer – dominante Frauen. Wut und Aggression unter der Geschlechterperspektive*“. Brigitte Bauer geht es nicht darum abschließende Antworten zu liefern, sondern sie möchte vielmehr die Vielfältigkeit im gegenwärtigen Stand der theoretischen Diskussion zu diesem Thema deutlich machen: ungeschlossen und widersprüchlich. Die essayistisch eingewobenen Theorien zum Thema Wut und Aggression bewegen sich im Kontext entwicklungspsychologischer, geschlechtsdynamischer, philosophischer und kommunikationsanalytischer Modelle. Der Text regt dazu an, sich in professionellen Arbeitsfeldern mit eigenen subjektiven Konzepten von Geschlecht in Bezug auf Wut und Aggression auseinander zu setzen.

Die Realität von „Täterinnen“ im Frauenstrafvollzug beinhaltet alles andere als eine medienwirksame Mischung aus Sexualität, Verlockung und Hilflosigkeit, behauptet *Irma Jansen* in ihrem Beitrag „*Der Frauenknast – Entmystifizierung einer Organisation*“. Sie nimmt Bezug auf die geschlechtstypischen Benachteiligungsstrukturen, denen Mädchen und Frauen in Strafanstalten ausgesetzt sind, thematisiert die weibliche Klientel Sozialer Arbeit in ihren psycho-sozialen Belastungssituationen und als Täterinnen vor dem Hintergrund widersprüchlicher Anforderungen an weibliche Identität. Die resozialisierende Kraft der Interventionen pädagogischer Arbeit wird hier insbesondere bezogen auf eine frauenspezi-

fische und ressourcenorientierte Bildungsarbeit, die sich an den Lebens-themen und Lebenslagen dieser Klientel orientiert.

Auf Soziale Arbeit mit Familien fokussiert der Beitrag von *Christiane Rohleder* „*Familie, Geschlechterkonstruktion und Soziale Arbeit*“ und stellt damit einen Arbeitsfeldbezug her, in dem Geschlechterverhältnisse und Geschlechterkonstruktionen eine zentrale Rolle spielen. Die vorgenommene Analyse verdeutlicht die familiäre Strukturbildung bei Familien-gründung, in dem Mütter und Väter im Kontext geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung Geschlechterkonstruktionen in individuellen Arrange-ments aktiv produzieren und reproduzieren. Die Autorin weist darauf hin, dass familiäre Geschlechterverhältnisse allerdings häufig erst dann in den Fokus der Sozialen Arbeit kommen, wenn Geschlechterstrukturen bereits ihr destruktives Potenzial entwickelt haben. Dabei könnte eine präventive Arbeit mit Familien insbesondere auch die Väter frühzeitig in die Übernahme von Erziehungsverantwortung und Fürsorge einbinden und damit „Geschlechterfallen“ vermeiden. Rohleder plädiert für eine geschlechtsbewusste Soziale Arbeit mit Familien, die einerseits die Inter-aktionen zwischen Partnern, Eltern und Kindern vor dem Hintergrund kultureller Zweigeschlechtlichkeit deuten kann und andererseits die e-igenen verfestigten Mütter- und Väterkonstrukte kritisch reflektiert.

Soziale Arbeit-Gesundheit-Geschlecht zusammen zu denken ist das Ziel von *Monika Weber*, die in ihrem Beitrag „*Soziale Arbeit und Gesundheit. Innovationspotenziale einer genderbezogenen Betrachtungsweise*“ darauf hinweist, dass ein systematischer Einbezug von Genderperspektiven in der Fachdiskussion zum Thema Soziale Arbeit und Gesundheit kaum vor-handen ist. Vor diesem Hintergrund skizziert die Autorin zentrale Dis-kussionslinien einer geschlechterdifferenten Gesundheitsforschung und entwickelt daraus interessante Perspektiven für eine gendersensible So-ziale Arbeit im Gesundheitsbereich. So fragt sie z.B. nach Chancengleich-heit von Frauen und Männern beim Zugang zum Gesundheitssystem, nach einer erforderlichen Geschlechterdifferenzierung zur Sicherung von Qualität im Gesundheitswesen und nach gesellschaftlichen Strukturen, die möglicherweise Reformen im Gesundheitssystem auf eine traditio-nelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ausrichten.

Abschließend thematisiert *Christel Zenker* in ihrem Beitrag „*Gender und Suchtkrankenhilfe*“, dass die Erscheinungsformen von Gesundheit und Krankheit wesentlich durch die Kategorie Geschlecht geprägt sind. Sie macht deutlich, dass sich in der Medizin ein „genderfreies“ Verständ-nis von Gesundheit und Krankheit durchgesetzt hat, dessen Ausgangs-punkt jedoch die männliche Norm ist. Dabei ist Wissen über den Einfluss

soziokultureller Bedingungen auf die Entstehung und den Verlauf von Gesundheitsstörungen in der Medizin zwar vorhanden, hat aber viel zu selten Einfluss auf die Handlungsstrategien der beteiligten Professionen. Vor diesem Hintergrund entfaltet die Autorin einen geschlechtstypischen Blick auf das Phänomen Sucht und macht deutlich, dass zur Qualitätssteigerung in der Suchtarbeit die Berücksichtigung von Gender in Prävention, Beratung und Therapie unumgänglich ist.

Wie jedes Gemeinschaftsprojekt ist auch das vorliegende durch enge Kooperation und regen Austausch mit allen Beteiligten entstanden. Nur so konnte aus den verschiedenen Teilen ein Ganzes entstehen. Dafür möchten wir an dieser Stellen allen danken, die dabei mitgewirkt haben, den Autorinnen und Autoren, die ja namentlich bekannt sind, aber auch allen denjenigen, die uns bei der Erstellung des Manuskripts und der Korrektur der Texte behilflich waren. Ein besonderer Dank geht an Magdalena Megler, die die mühsame Arbeit des Korrekturlesens übernommen hat.

Münster, 15. Mai 2006

Margherita Zander Luise Hartwig Irma Jansen